

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 50

Artikel: Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

7. Fortsetzung

„Ihr habt nichts gehört?“

„Ein Adler hat irgendwo hiä gepiffen. Das ist hier nichts Seltenes.“

Unwillkürlich mußte ich an den Mann denken, den wir vorhin gesehen hatten. War der Adlerschrei nur ein Zeichen seines Nahens gewesen? War ihm daraufhin Badrutt entgegengegangen, um ihn aufzuhalten, zur Rückkehr zu bewegen? Ich konnte mir recht wohl vorstellen, daß der schwarze Gian jetzt keinen seiner Leute hier haben wollte.

Nina war froh und glücklich. Es war so harmlos unsinnig, was sie plauderte, daß es mir weh tat, zuhören zu müssen. Natürlich — als Pfarrfrau in dem Felsenest Rocca zu leben, das sei nichts für sie, hätte der Vater gesagt. Es würde sich alles finden, ich müsse nur um meine Versehung in eine Stadt einkommen. Es war klar: Badrutt packte die Gelegenheit, mich von hier fortzukriegen.

„Und du?“ fragte sie. „Was meinst du dazu?“

Ich sah sie lange ernst an, schwer schüttelte ich den Kopf. „Es geht nicht, Nina. Die Leute hier brauchen mich.“

Ihre Heiterkeit verfiel, sinnend stützte sie den Kopf in die Hand. „Ja, es wäre eigentlich schön, die ersten Jahre hier zu leben. In den Bergen! Und es könnte Vater doch recht sein, wenn ich in seiner Nähe wäre. Warum also . . .?“ Sie ergriff meine Hand. „Warum will dich Vater fern von hier wissen?“

Was konnte ich anderes tun, als die Achseln zucken?

„Warum?“ fuhr sie lebhafter fort. „Ich verstehe das nicht.“

„Laß es sein, Nina. Zeige mir deine Behausung.“ Sie willfahrte mir, ohne eine weitere Frage zu tun. Es war mir so bitter, die Zweifel, das Mißtrauen zu fühlen, das in ihr wühlte.

„Die Küche!“ sagte sie kurz und machte sich am Herd zu schaffen, auf dem in einer Suppe ein Mochen Schaffleisch brödelte. „Vater hat sie auf meinen Wunsch ausgebeffert. Der Herd, noch von den Italienern, war halb zerfallen und rauchte entsetzlich. Es war überhaupt viel verwahrloßt. Die Wohnung und der, welcher darin lebte.“ Sie stieß die Türe linker Hand auf.

Da ist Waters Stube. Jetzt sieht sie nett aus. Aber als ich kam — olala!“

Von hier also liefen die geheimen, unsichtbaren Fäden aus, an denen die Männer von Rocca hingen. Hier entstanden die Pläne, welche die Hirten der Berge nachts über schwindelnde Tiefen, durch steinschlagdonnernde Schluchten zur Grenze peitschten. Ein farger, einfacher Raum mit einem eisernen Feldbett, einem wackligen Tisch und einer Bank davor, eine Lampe und Tinte und Feder darauf. Und unordentlich verstreut auf ihm viele engbeschriebene Blätter. Ich warf einen verstohlenen Blick darauf — Formeln, Zahlen, Rechnungen. Der Wandenführer von Rocca arbeitete in dieser Mönchsklaufe als Wissenschaftler. Im Hintergrund der Stube war noch eine Türe. Ihren Zweck verstand ich nicht — da mußte doch die abschließende Felswand sein. Gab es hier Geheimnisse — romantische Waffenlager?

Nein! Nina öffnete bereitwillig die Pforte, durch welche wir gebeugten Hauptes eintreten mußten.

„Vater hat es nicht gerne, wenn ich hier weile. Aber hier und da mache ich Ordnung, auch wenn er brummt. Es ist mir noch nie etwas passiert.“

„Passiert?“

„Ei ja, da ist sein chemisches Laboratorium.“ Die flackernde Kerze beleuchtete einen Raum, darin auf einem langen Tisch Gläser, Retorten, Eprovetten und der ganze, mir wenig verständliche Kram einer wissenschaftlichen Herentüchle standen.

Nun klärte sich auch das mir eben noch Unverständliche: die Hütte war in den Ausgang einer Höhle gebaut, die sich tief in den Berg hineinzog. War ihre Decke im Laboratorium noch niedrig, so hob sie sich, je weiter wir fortschritten. Nina ging mir so unbekümmert voran, daß ich den Gedanken, hier ein Warenlager der Schmuggler zu betreten, bald aufgab. Ich verstand, wenn die Gendarmerie jemals bei Badrutt eine Haussuchung machen würde, dann würde sie hier nichts finden als einen welt-scheuen Sonderling, der als ehemaliger Ingenieur in der Einsamkeit weiter experimentierte.

Die Höhle schloß mit einer hohen Halle ab, von deren Decke glitzernde Stalagmiten herabhingen. Und dann war an einzementierten Eisenstücken ein Seil als Geländer gespannt. Ein bodenloser, schwarzer Schlund tat sich darunter auf.

„Dreihundertsechszwanzig Meter hat Vater gelotet. Man kann nicht hinabklettern. Der Schlund geht wie ein nach unten gefehrter Trichter auseinander. Aber warte — ich will dir etwas zeigen.“ Sie wandte sich — da riß ein jäher Luftzug die Kerzenflamme fast nieder und beim Ausgang erschien der fahle Schimmer des Tageslichtes. Im Biereck der Türe stand groß und dunkel Gian Badrutt. Er schloß die Pforte wieder, der Regel einer Taschenlampe tanzte auf dem Boden.

„Sie betrachten mein Nest gründlich, Herr Pfarrer.“

„Nicht böse sein, Vater“, schmeichelte Nina. „Die Höhle ist doch das Schönste an der ganzen Bude. Und deine Präparate haben wir natürlich nicht angerührt.“

Aus den Worten Badrutts hatte kühle Höflichkeit geklungen. Vor Nina war also Waffenstillstand.

„Darf ich eine Rakete hinabschießen?“ bat sie.

„Wenn ich nicht gekommen wäre, hättest du es ja doch getan. Sie verpulvert mir meinen gesamten Raketenvorrat in diesem Abgrund.“

„Wozu brauchen Sie hier Raketen, Herr Badrutt?“ fragte ich leise, während Nina einen Schrank im Laboratorium öffnete. Er antwortete nichts, aber schweres Atmen verriet mir, wie sehr er sich in der Gewalt hielt.

„Nun paß auf, Johannes!“ rief Nina froh wie vor einem schönen Schauspiel.

Zischend sauste der Leuchtkörper in den Abgrund, an den Wänden anstoßend, irrsinnig hin und her zackend. Wie flüssiges Silber leuchtete der Schlund auf, Farbenbänder drehten sich freisend und sprühend, goldene Zacken wuchsen aus der Wand, eine blaustrahlende Fläche schien emporzuwallen, als ob sich die Erde hebe — dann ein Brausen, ein Schäumen und tiefe Nacht.

„Da unten ist Wasser?“ fragte ich.

„Jawohl, mein Herr. Ein unterirdischer See, der sich eine Strecke unter dem Leib der Bergine hinzieht. Kennen Sie die Fontana bianca?“

„Nein.“

„Sie springt etwa eine Stunde oberhalb Rocca mit starkem Strahl aus einem Felsblock und vereinigt sich unterhalb des Dorfes mit der Rindina. Das ist der Abfluß dieses Sees.“

„Woher wissen Sie das?“

„Sehr einfach. Ich habe einen unschädlichen Farbstoff hier hinabgeschüttet, und bald darauf floß die Fontana bianca rot statt weiß.“

Langsam schritten wir wieder dem Ausgang zu. „Sie sind hier Ihrer Wissenschaft treu geblieben.“

„Ja“, sagte er herb. „Aber nicht zum Wohle der Menschheit, der ich entflohen bin, sondern für die wenigen armen, treuen Leute, die hier an mir hängen und die mir niemand entfremden soll.“

„Wer wird dies auch tun, Vater?“ rief Nina bange. Die letzten Worte hatten sich drohend wie eine stählerne Faust aufgerecht.

Padrutt's Stimme klang sofort wieder schal, in unverbindlicher Höflichkeit. „Ich habe die geologische Struktur der Gegend genau studiert und bin daran, ein Düngemittel zu finden, das sich speziell für den hiesigen Boden eignet.“ Er hob eine Flasche gegen die Lampe. „Es zerlegt das Gestein, wenigstens seine Oberfläche, und macht daraus Erde. Es ist natürlich nur dort anwendbar, wo genau dieselben Mineralien vorhanden sind wie hier. Das ist meines Wissens in Europa nur im Ostteil der Julischen Alpen der Fall. Für jedes andere Gestein müßte eine neue chemische Formel zu suchen sein.“ Er stellte die Flasche wieder auf den Tisch und schritt uns voraus aus der Höhle in seine Stube, durch die Küche in Minas Zimmer.

Es war heller, freundlicher als der asketische Raum Padrutt's. Ueberall standen Blumen, die Möbel waren mit gestickten Decklein geschmückt, und an den Wänden hingen gute Bilder. Ueber dem Bett war das schönste von ihnen: das Gemälde einer ernstern Frau, die das Haupt leicht geneigt, die Hände im Schoß gefaltet hatte. Das war Minas Ebenbild, konnte nur ihre Mutter sein.

Padrutt setzte sich an den Tisch und legte die Arme breit von sich. Hinter Nina schloß sich die Türe, in der Küche klinkten Teller und Schüsseln.

„Daß Sie einmal an Gian Padrutt's Tisch speisen würden, hätten Sie wohl nicht gedacht, mein Herr Pfarrer?“

Ich wies nach der Türe. „Ich denke, wir sprechen uns später aus.“

„Wissen Sie überhaupt, ob ich mich mit Ihnen aussprechen will?“

„Ich glaube, Sie werden es tun müssen.“

Er lehnte sich zurück und deckte mit der Hand die Augen. Lange hörte ich nur seinen Atem. Dann rief er zur Türe: „Vergiß den Beni Julen nicht, Nina.“

„Ich bin eben dabei, ihm sein Essen zu bringen.“

Ich hörte die Eingangstüre aufgehen, Minas Schritte draußen und, gedämpft durch das geschlossene Fenster, Wechseln von Worten.

„Sie haben“, sagte Padrutt leise, „eine Waffe gegen mich gefunden, an die wir beide vor einigen Wochen nicht gedacht haben.“

„Es wäre mir am liebsten, wenn wir gar keine Waffen gegeneinander brauchten. Ich möchte . . .“

Er winkte mit der Hand ab, Nina kam zurück, erschien in der Türe.

„Beni will nichts. Er sagt, du würdest schon wissen warum.“

„Dann soll er's sein lassen.“

Nina trat näher, faßte Padrutt an der Schulter. „Was hat Beni gegen dich, Vater? Ich weiß, daß er ein guter Mensch ist.“

„Bring uns das Essen“, sagte er rauh.

„Beni Julen ist nicht so taktvoll wie Sie, Herr Pfarrer“, meinte Gian Padrutt leise, als Nina gegangen war.

„Sie werden zugeben, daß er dazu wenig Ursache hat.“

Er senkte die Lider, die Augen sahen nur durch einen schmalen Querspalt wie Kagenlichter hervor. Er schwieg dazu, als ob er mit seinen Gedanken weit fort wäre.

Nach als Nina mit dem Essen kam, blieb es so. Es war ein hastiges, unschönes Mahl, ein rasches Schlingen. Keine Ader von vorflutender Wärme öffnete sich, auch im Gespräch mit der Tochter nicht. Und ich achtete gar wohl darauf, denn wo ein Gegner liebt, dort ist er schwach. Nina hatte mir gesagt, daß ihr Vater sie sehr lieb habe. Ich merkte davon nichts. Gian Padrutt war ein wundervoll troziges Bild aus Stein. Es war fast widersinnig, daß er aß wie ein Mensch aus Fleisch und Blut.

„Wir sollten uns doch besprechen“, meinte Nina zaghaft, als Messer und Gabel niederfielen.

„Wir werden es tun“, erhob sich Padrutt mit einem Auck. „Aber ohne dich. Folgen Sie mir, Herr Pfarrer.“

„Ohne mich?“ flammte das Mädchen auf. „Ich denke, ich gehöre auch dazu. Ueberhaupt, was hast du gegen Johannes?“ Trozig stand sie da, ein schwarzes, heißes Herlein. Sogar die Fäuste hatte sie geballt. „Du bist häßlich gegen ihn, das habe ich längst gemerkt. Ich will wissen, was das bedeutet. Was alles bedeutet — ich gehe in einer Dunkelheit, das merke ich wohl. Du wirst es mir sagen, Johannes, was ist zwischen dir und Vater?“

Ich faßte beruhigend ihre Hand. „Wir kennen uns eben noch nicht . . .“

Ein Lachen unterbrach mich. Es war wie Niederprasseln klickender Eisstücke. „Ich will auf die Dauer nicht von Ihrer Großmut abhängen, Herr Pfarrer. Geben Sie sich also keine Mühe. Das alles, Nina, bedeutet, daß ich außerhalb der Geseße stehe, daß ich ein Verbrecher bin . . .“

„Sie sind roh, brutal!“ schrie ich auf.

Nina sagte gar nichts. Mit starrem Blick sah sie den Vater an. „Ich begreife nicht — du —“

Er nickte gleichmütig. „Kommen Sie!“ herrschte er mich an. Und ich mußte sie allein lassen, in dieser Ungewißheit — nein, in dieser furchtbar aufgähenden Gewißheit.

Wie im Taumel eines bösen Traumtes folgte ich ihm, einige Gänge oberhalb der Hütte, bis zu einem freien, flachen Platz im Fels.

„Wir wollen kurz sein“, begann er.

„Nein, nicht kurz. Erklären Sie mir, sagen Sie mir — ein Mensch wie Sie . . .“

„Was wissen Sie von mir?“

Ich biß mir schweigend in die Lippen. Er hatte in den wenigen Worten wohl die uneingestandene Bewunderung gefühlt, die in mir für seine machtvolle Erscheinung lebendig geworden war. Vielleicht auch gestiel es ihm, daß ich Schmeichelei in mich zwang. Er sah mich nicht freundlicher an, aber seine großen, feurigen Augen waren ruhiger geworden.

„Ich hasse jeden Staat, jede dieser aufgezwungenen Gemeinlichkeiten. Ich hasse die Grenzen, Herr Pfarrer, welche die Völker abschließen. Ich hasse die Polizeimacht — ich hasse jede Obrigkeit. Ich bin zu spät auf die Welt gekommen. Ich bin reich, ich habe es nicht notwendig, der paar Lire halber zu schmuggeln. Ich tue es aus Rache gegen die moderne Gesellschaft und vielleicht auch als Sport. Es ist eine heiße Wollust der Seele in mir, wenn eine Schar von Männern mir blind auf der haar-scharfen Grenze zwischen Leben und Tod folgt. Könnte ich einen Krieg beginnen, so würde ich die Leute von Rocca dazu führen. So muß ich ein armseliger Schmuggler bleiben und schade niemand.“ Ich wollte entgegnen, aber er fuhr mir dazwischen. „Reden Sie nicht von den paar Franken, die Ihr Land Schaden hat.“

„Es ist auch Ihres.“

Er stieß die Fäuste vor. „Dem Papier nach. Innerlich habe ich mich gelöst. Ich hatte noch einen Sohn; er wäre jetzt viel älter als Nina, denn ich habe jung geheiratet. Als Refrut ist er in einem Gebirgsbach ertrunken, den er auf Befehl eines gewissenlosen Offiziers auf schmalen Bohlensteg überschreiten

mußte. Später haben mich Landsleute in der Fremde um meine Erfindung betrogen.“

„Wenn Sie wüßten, wie ich unsere Heimat liebe, Herr Padrutt.“ Das war meine ganze Antwort. Es hatte keinen Zweck, mich mit diesem Mann über Gesellschaftsordnung, Gesetz und Vaterland zu streiten. Er war viel klüger als ich, seine Rede war gewandter, seine Erfahrung größer. Ich konnte ihm nur eines entgegensetzen, eines, an das ich glaube, den Schild der Schwachen: die Liebe.

Er sah mich seltsam an. „Sie sind noch so jung!“ jagte er leise.

„Ich werde auch nicht anders sprechen, wenn das Leben mit seinen bösen Stürmen über mich hingezogen ist.“

„Ich möchte, daß Sie mich recht verstehen. Sie wissen von meinem Einfluß auf die Menschen von Rocca. Sagen Sie selbst — sind diese böse? Haben Sie an ihnen schon Merkmale von Schlechtigkeit und Niedertracht beobachtet? Nein! Sehen Sie! Die gefehrestreuen Halunken in Ihren Städten werden einmal vor Gottes Richterstuhl, wie Sie wohl sagen, viel erbärmlicher dastehen. Die Hirten von Rocca waren ein armseliges, geducktes Volk, ehe ich kam. Sie zitterten vor den Karabinieri, vor dem Steuereintreiber, vor der Affentierungskommission. Heute ist es umgekehrt. Die Organe des Staates wagen sich kaum herauf. Es geschieht nichts gegen das Gesetz — wenigstens nichts Nachweisbares — aber die Leute von Rocca sind den Uniformen unheimlich wie eine Naturgewalt. Sie sind frei, sind Herren dieser Berge.“

„Ich habe eine Frage an Sie zu richten, Herr Padrutt: wo ist der schweizerische Korporal Schneider?“

Er fuhr zurück, die Ruhe war wieder verschwunden, seine Augen warfen Flammenbündel. „Was geht das Sie an? Er ist — nicht mehr. Gehen Sie hin und zeigen Sie uns an. Sie werden kein Glück haben. Die Felsen sind stumm.“

„Sie sagten eben, es geschehe nichts gegen das Gesetz. Ich will von Ihrer merkwürdigen Auffassung der Grenze nicht sprechen, aber das andere — das ist Word.“

„Schweigen Sie! Es war anders. Doch das kümmert Sie nicht. Kommen wir zu Ende. Sie haben Nina zu sich gezogen und glauben mich damit in der Hand zu haben. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn Ihnen an meiner Tochter etwas gelegen ist, dann werden Sie tun, was ich wünsche.“

„Rocca verlassen? Nein. Und wenn ich es täte, es käme ein anderer. Die Erbschaft des Jürg Oberli bestimmt das.“

„Ein anderer!“ lachte er. „Ich fürchte mich davor nicht. Ich habe in meinem Leben genug Pfaffen kennengelernt. Der andere wird Bestunden veranstalten, den Leuten ungerufen auf die Bude steigen und eifern. Sie fassen tiefer, Sie gehen an die Geheimnisse der Seele heran. Sie haben sich nicht aufgedrängt, Sie waren einfach da, und von Ihnen geht ein warmer Strom aus. Wenn ich noch einmal fromm würde, Herr Pfarrer, zu Ihnen käme ich auch.“

Ich neigte den Kopf. Welch ein Segen kam mir aus den Worten dieses Mannes, der mir sicherlich nicht schönreden wollte.

„Sie werden also Rocca verlassen“, fuhr er ruhiger fort. „Sie wollen sich habilitieren, sagte mir Nina. Gut, tun Sie es. Wirken Sie in der Stadt. Dort sind die größeren Halunken, glauben Sie mir. Dort haben Sie ein reiches Feld. Nina soll keine Fesseltage werden. Ich habe sie viel lernen lassen, sie ist die Stadt gewöhnt — es paßt ja alles so gut.“

„Bis auf das eine. Das wissen Sie.“

Die flüchtige, fast bittende Wärme seiner letzten Worte erlosch. „Wissen Sie aber auch, daß Sie mir damit gerade heraus Fehde ansagen?“

„Ich weiß es, so bitter es mir ist. Aber ich kann nicht anders.“

Was ich nie gedacht hätte, geschah jetzt: der starke Mann schien zusammenzufinken. Er deckte die Augen mit der Hand, lange Zeit war nur sein schwerer Atem zu hören.

„Was sollte — ich nach Ihrer Meinung — tun?“ fragte er endlich.

„Die Menschen von Rocca freigeben. Denn sie sind nicht frei, wie Sie eben prahlten, sondern sind gefesselt. Durch einen Dämon. Und der sind Sie. Bis jetzt ist es gut ausgegangen. Aber drüben, jenseits der Grenze, sind sie wachsam, und der Tod Schneiters hat sie aufgestachel. Hüten Sie sich vor Schuppli. Der Mann ist ein ernster Gegner.“

„Ich weiß es. Er wollte ja auch Sie als Spion gewinnen.“

Ich lächelte. „Also lauschten Sie doch damals auf dem Gipfel des Monte Croce. Nun gut! Denken Sie, daß die Männer von Rocca Frauen und Kinder haben. Wenn daraus Witwen und Waisen werden, so steht das in Ihrem Schuldbuch.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein.“ Ich erhob er sich. Durchdringend sengten seine Blicke in mich. Die Stunde der Entscheidung war da.

„Ja oder nein?“

Ich kann nicht sagen, wie furchtbar mir die Antwort war. Wenige Schritte entfernt wartete das Wesen, mit dem ich mein Leben verbinden wollte, würde vielleicht nicht verstehen, daß ich nicht den billigen Ausweg nahm. Immer setzt ja ein Weib die Liebe vor die Pflicht.

Ich aber — verriet ich diese Liebe nicht? Stieß ich mein Menschenglück nicht von mir?

Mein Gott, gib mir ein Zeichen; Zu den Bergen sah ich auf — sie waren starr und grau, die Sonne hinter heranwallenden Nebeln verschwunden, schattenhaft kroch es aus dem Rondinatal empor. Nur der Gipfel der Bergine leuchtete noch. War das ein Zeichen — dieses Strahlen hoch über den Niederungen der Menschen? Doch nein, das Wunder mußte von innen kommen, konnte sich nicht durch zufälliges Spiel von Sonne und Wolken kundgeben.

„Nein!“ schlug ein Hammer auf Stein. Gian Padrutt erhob sich wortlos, wandte sich zum Gehen.

„Ich möchte noch mit Nina sprechen“, forderte ich.

Nun schmettete er sein Nein hin. Ich sah ihn zur Hütte schreiten, mit Beni einige Worte wechseln. Der stand auf, packte den Rucksack und ging.

Auf dem Geröllband trafen wir uns.

„Er hat mir gesagt, Ihr wolltet talab.“

Ich nickte nur. Wie hätte ich reden können in diesem Augenblick? Alles schien vorbei — aber es konnte nicht vorbei sein. Nina, arme, geliebte Nina! Nun war sie allein mit ihm, dessen wahres Treiben sie durch die brutal hingeschlagenen Worte kennengelernt hatte. Was würde sich jetzt in der Hütte abspielen zwischen Vater und Tochter?

Ein jäher Gedanke hemmte meinen Schritt. Wir standen am Eingang der Schlucht, der Nebel hatte uns erreicht. Sein schweigendes Gleiten und Ziehen war mir unheimlicher als je. Die Berge waren starr wie meine im Leid festgefrorene Seele.

Den Namen schrie ich in das große Schweigen. Drei-, viermal. Ich hatte gedacht und gehofft, sie würde sich loslagern, mir naheilen und ihr Schicksal ganz in meine Hände legen.

Ich rief und bohrte meine Augen in das graue Nichts.

„Ihr seht verstört aus, Herr Pfarrer“, sagte Beni neben mir. „Es ist nicht gut ausgegangen, gellert?“

„Hört Ihr nichts, Beni?“

„Nein. Ihr hoffet, Sie käme Euch nach? Wäre recht, das Weib soll dem Manne folgen.“

Trotz meiner Kimmernis mußte ich über sein pastorales Pathos lächeln. „Das Leben stellt immer neue Gesetze auf, lieber Freund. Wenn Nina nicht kommt, dann muß es wohl so sein. Einmal wird sie ja kommen.“

Die mir unabsichtlich entglittenen Worte beruhigten mich selbst. Einmal wird sie kommen, ja, gewiß! Ich stemmte den Pickel ein und fuhr über den steilen Firn ab. Beni folgte mir ungeschickt, überpurzelte sich und rutschte sitzlings in die flache Mulde. „Einmal, ja einmal — da war ich ein flotter Berggänger“, klopfte er den Schnee von den Hofen ab, „aber der Hund da oben —“

„Still Beni! Waren das nicht Schritte?“

Der Nebel war sehr dicht, und man sah kaum die Grenze zwischen Fels und Firn. Die Randluft schien übermäßig groß, darüber etliche Meter graues Geschröfe und dann wallender Dampf.

Beni zeigte dorthin. „Knapp über dem Schnee, in der Felswand. Keine hundert Schritte! Ich hab's auch gehört.“

„Vielleicht eine Gemse.“

Es war still — das Geschöpf dort oben mußte sichernd haltgemacht haben. Wir gingen einige Schritte weiter auf dem flachen Firn — da ging es oben unsichtbar mit uns. Nieseln von Steinen, die in den Schnee spritzten. Wir sahen sie, wie sie aus der Wand kamen, aber wir sahen den Fuß nicht, der sie gelöst hatte.

„Mina — Mina! Hieher! Hier sind wir.“

Das Echo klapperte mit den Worten hohl und leer wie Raffeln beinerer Würfel auf einem Trommelfell.

Jetzt war mir, als bewege es sich oben, grau in grau. Ein Schatten nur, ein Phantom.

Da sprang Beni, der dicht an mir stand, mit beiden Beinen in die Höhe und fiel zusammen wie ein leerer Sack. Ein Schuß heulte alle Teufel des Widerhalls wach. Steine prasselten aus der Wand, Kreischen genagelter Schuhe auf dem Stein verlor sich nach oben. Ein Mörder floh zur Höhe.

Es war wieder grußstill, erste lautlose Flocken schwebten nieder. In den Firn fraß sich heißes Lebensblut.

Auf meinen Schultern habe ich den Armen nach Rocca getragen.

* * *

Der Winter ist im Bergland. Unwahrscheinlich sieht man an hellen Tagen in der fernen Talsfurche das Grün des Unterlandes, wo schon Drangen gedeihen und an den sonnigen Hängen die stachelige Opuntie wächst.

Ueber die Rondina schwingt sich die neue Brücke aus Stahl und Beton, aber ihr hoher Schneebelag weist keine Trittsuren auf. Lawinen haben den Weg ins Tal vernagelt. Vor vier Tagen begann es, rauschend ergoß sich der weiße Strom aus den tiefhangenden Wolken, und dann begannen die lautlosen Berge zu sprechen. Der Donner der Lawinen füllte das Hochtal, und nachts klirrten die Scheiben der Fenster, zitterten die Häuser unter dem Luftdruck.

Der Polizeihauptmann mit seinem Wachtmeister konnte nicht mehr hinab, eingesperrt sind sie hier oben wie wir Roccaner und müssen den Frost abwarten. Nur sind wir es gewohnt, während sich die zwei wie Gefangene vorfinden.

Sie sitzen in Allmens Stube, fluchen und spielen den ganzen Tag mit viel Geschrei Mora. Gefangen sind sie statt einen zu fangen.

Den Schützen vom Berg!

Dreimal waren sie schon hier, und einmal sind sie auch zum Felsennest hinaufgestiegen. Das war das einzige Mal, daß ich von Mina etwas hörte. Mein Fragen mochte wohl so erregt gewesen sein, daß Hauptmann Trojani merkte, woher der Wind blies. Aber er ist höflich, ein eleganter Weltmann, und machte, als merke er nichts. „Ich habe die junge Dame flüchtig gesehen — ah, quella bellezza! So etwas wächst in der Wildnis! Aber sie blieb während unserer Anwesenheit in ihrer Stube, und als wir diese durchsuchten, sah sie schweigend am Fenster. Der Alte war immer dabei — dio mio, welch ein Mann! Man kann ihn fürchten und auch bewundern. Dabei schlau wie ein Fuchs. Ich bin doch überzeugt, daß er geschossen hat. Die Feindschaft zwischen ihm und Julen war bekannt.“

Ich faßte beruhigend ihre Hand. „Wir kennen uns eben noch so Gewisse, daß Gian Badrutt mich hatte aus dem Wege räumen wollen. Und Beni, dieser wundervolle, gute Mensch, sagte auch nichts. Mir zuliebe!“

Die Angelegenheit versichert im Schnee, der die Berge deckt, im Schnee, der längst jede Fußspur getilgt hatte, welche Zeuge der furchtbaren Stunde im Gefels der Bergine sein konnte. Die Behörden haben den „Fall“ energisch aufgeriffen, weil sich hier eine Gelegenheit bot, den widerborstigen Roccanern etwas am Zeug zu flicken, aber genügt hat diese Energie nichts. Jrgendwo am Berg ist das Gewehr versteckt, aus dem jene Kugel kam. Bei Badrutt wurde natürlich nichts gefunden. Langsam wächst mein guter Beni wieder dem Licht entgegen. Wenn die Sonne über den Gipfeln steht, sitzt er in Decken gehüllt vor dem Haufe und liest oder starrt vor sich hin. Um dieses kleine bescheidene Leben habe ich monatelang gerungen, und nun ist's soweit, daß es mir der Herrgott gnädig abgelassen hat.

Meine Aufzeichnungen habe ich darüber vernachlässigt, und erst jetzt finde ich durch die Muße, welche uns allen der Lawinenferker aufzwingt, Zeit zum Schreiben.

Manchmal war mir, als sei das trogige Leben, das sich unter den Graten eingeknistet hat, erstorben. War Badrutt geflohen, hat er nach der Kugel, die er in jäher Haßaufwallung nach mir — ja, gewiß nach mir! — sandte, sein Herrschertum aufgegeben und ist ins Exil der lauten Welt geflohen?

Nachts ist der Berg schwarz und still, die zitternde Lichterschlange nicht mehr zu sehen. Die Männer von Rocca take Arbeit auf Acker und Alp, saßen abends vor ihren Häusern und gingen nicht mehr geheime Wege. Der Schnee deckte handhoch den Boden, nach seinem ersten Fall streifte ich täglich die Umgebung ab, um Spuren zu finden, die nach oben leiteten.

Nichts! Und es mußten doch die Vertrauten des Badrutt zu ihm gehen, er brauchte ja Nahrung. Zumindest das, wenn schon nichts anderes.

Fortsetzung folgt.

Advent

Seltam, daß wir uns jedes Jahr neu dem tiefen Erlebnis hinzugeben vermögen, das uns durch Wochen und Tage so tröstlich und verheißend den Weg bereitet zum lieblichsten all unserer Feste.

So wie uns das erste scheue Erwachen der Erde, das erste Spikchen frischen Grases immer wieder glückverheißend erfreut, gleichviel ob wir uns duzend und aber duzend Male dem Frühlingshoffen hingegeben, so vermögen die ersten Tage im Advent mit Kerzenglanz und Harzgeruch in uns jene frohen Saiten anzustimmen, die uns mit ihren stillfröhlichen Weisen durch die erwartungsfrohen Wochen vor Weihnachten durch die Tage begleiten.

Ich wüßte nicht, was mich so mit ausgeglichener Ruhe und Harmonie erfüllte, als das tiefe Erleben dieser Tage im Advent.

Mag die Erde noch so trostlos im Banne des Winters daliegen, mögen auch Sorgen mir Herz und Sinn gefangen nehmen, ein tröstlicher Gedanke siegt in mir: Weihnachten wird dennoch und sogar in Bälde kommen, Weihnachten, das Fest der Liebe, steht bevor!

Das ist's, was den zum Empfange und zur Hingabe bereiten Menschen in den Tagen des Advents erfüllt. Ueberall auf dem Erdenrund wird es Menschen haben, die demselben Erlebnis entgegengehen. Vielen Millionen leuchtet das Licht der Liebe im Advent auf dem Weg, der sie hin zur Krippe oder zum Lichterbaum führt! Nicht nur ich allein freue mich auf Weihnachten. Unzählige sind von derselben Vorfreude, derselben hingebenden Liebe erfüllt. Wenn wir uns auch nicht mehr so märchenhaft, so kindlich unbeherrscht freuen können, so steht doch hinter unserer Freude der Reichtum der Erlebnisse all der